

Aus dem Leben eines Musikkritikers (1)

Der listige Lehrling

Im Sommer 1958 stieg ich zu höheren musikkritischen Ehren auf: Ich durfte für das „Luzerner Tagblatt“ erstmals Rezensionen über die Internationalen Musikfestwochen schreiben. Offenbar hatte ich mich in den lokalen Musikregionen einigermaßen bewährt, frei nach der (keineswegs nur ironischen) Empfehlung des zuständigen Feuilletonredaktors: „Beweisen Sie Ihre Kompetenz, indem Sie loben!“ Der neue Auftrag erfüllte den 21-jährigen Jungkritiker mit Stolz und bereitete ihm zugleich Pein. Denn nun galt es, einen strengeren Masstab anzulegen und sich zugleich über profundes Fachwissen auszuweisen.

Besonderes Bauchweh bereitete mir das traditionelle Chorkonzert, das meinem kritischen Griffel anvertraut wurde. Nicht nur, weil – mit Zoltan Kodalys „Psalmus Hungaricus“ und Gioachino Rossinis „Stabat Mater“ – zwei eher schwierige und zudem kaum allzu bekannte Werke auf dem Programm standen. Sondern auch, und dies sogar in erster Linie, weil mit dem Luzerner Festwochenchor einheimische Kräfte im Spiel waren, die natürlich mit ihrer Leistung prunken wollten und auf jede Meckerei empfindlich reagierten, ja vielleicht sogar die Zeitung abbestellen mochten!

Also wählte ich die Strategie der List. Ich hatte einen guten Freund, der in diesem Festwochenchor mitsang. Ihm schloss ich mich an und ging in sämtliche Proben. Inkognito natürlich, eingeschmuggelt unter die zweiten Tenöre – obwohl ich, wenn überhaupt, eher in baritonale Regionen gehörte. Albert Jenny studierte damals diesen ausschliesslich aus Laien bestehenden Chor ein; er gab sich eine Heidenmühe, nach und nach ein taugliches Resultat hinzukriegen. Jede Woche wurde zwei Stunden lang gefeilt, und der besondere vokale Stolperstein war die „In sempiterna saecula“-Fuge im Finale des Rossini-Werks. Sie wurde erbarmungslos bis zur Erschöpfung geübt. Übrigens war ich so fleissig bei den Proben dabei, dass ich eine Auszeichnung erhielt ...

Dann aber, als der „echte“ Dirigent – nämlich Ferenc Fricsay – für den letzten Schliff erschien, trat ich in den Ausstand. Dafür sass ich am 20. August in der Jesuitenkirche auf meinem Presseplatz. Vor mir der Klavierauszug, in den ich gewissenhaft die kniffligen Stellen und gefährlichen Fallgruben eingezeichnet hatte. Natürlich konnte ich später in meiner Kritik sämtliche nicht ganz gelungenen Einsätze, alle Wackelpassagen und sonstigen Unsicherheiten detailakribisch aufführen. Höflich formuliert, versteht sich! Solch eine fundierte Besprechung sollte ich nicht so bald wieder schreiben. Zudem mit Langzeiteffekt: Wenn ich später erneut mit Rossinis „Stabat Mater“ konfrontiert wurde, ahnte ich jeden Patzer im Voraus – und meist traf er dann prompt ein...

Mario Gerteis